

Alle Handschuhe.

Von R. Schimacher.

Vier Pariserinnen zwischen 20 und 30 Jahren saßen eines Sommernachmittags im Garten zusammen. Sie traten unter sich und plauderten von tausend Dingen. Die hässliche Hausfrau, als vortreffliche Wirtin bekannt, war mit einer tüchtigen Nadelarbeit beschäftigt, ihre Schwester, die Schiffschneiderin, wippte, behaglich ausgebreitet, im Schaukelstuhl hin und her, die coquette Cousine, Germaine de Frit, pugte an ihren Ringen, und die noch ganz junge, kaum zwei Jahre verheiratete Schwägerin der Hausfrau spielte mit ihrem Kinde, das sie liebevoll auf den Knien hielt.

„Du machst Handarbeit in Handschuhen?“ fragte sie die Hausfrau.

„Gewiß, ma petite“, gab die überlegene Tante zurück. „Wozu die alten Handschuhe fortwerfen? Sind die Fingerspitzen durchgebraucht, so schneidet man sie ab, macht aus Ganzhandschuhen Halbhandschuhe und kann dann im Freien Nadelarbeit machen, ohne sich die Hände zu verderben.“

„Nimmer praktisch“, redete Cousine Germaine de Frit.

„Oh, das ist nicht alles“, fuhr die gute Hausfrau fort. „Alle Handschuhe sind ein Quell von Nützlichkeit, man muß sich nur darauf verstehen.“ Hierzu ein kurzer Seitenblick auf die schriftstellersche Schwester, die in Träume versunken schien.

„Mit alten Handschuhen“, fuhr die wohlhabende Hausfrau fort, „gibt man seinen Schuhen aus Gebrauche einen vorzüglichen Glanz; man wickelt sie um Stroh- und Schirmstiele aus Damp, Silber oder Gold. Das schließt diese vortrefflich vor Verfaulen und Zertrümmern. Fischbein- und Stahlstrangen, deren Enden mit Handschuhleder bezieht, schützt sie nicht durch, ein großer Vorzug und eine bedeutende Ersparnis.“

„Wie oft“, sagte sie, immer lebhafter werdend und ihrer Wissenschaft sich freudig hingebend, „hat man sich als Kinder um einen tranten Finger den schüßenden Däumling gebunden, der nichts kostete und sehr viel nützte!“

„Aber, wenn ich eine Landpartie unternehme, verzeihe ich niemals, über die Pfropfen der angebrochenen Flaschen einen Handschuhfinger zu ziehen. Nach der neuen Germaine, Germaine, ich schlaue kleine etwas Calcium als Staub und Schmutz der Straße.“

„Was würde wohl“, erzählte sie weiter, „der alte Großpapa sagen, wenn ich ihm nicht zu jedem Geburtstag einen Brillenbüchsen drücke, den sie mit seinen feinen Fingerringen aus altem Handschuhleder zurechtgeschnitten und genäht hat?“

„Und endlich, da wir unter uns sind, kann ich ja sagen, zum Aussehen von Rosenkränzen gibt es nichts Prachtvolleres als alte, stark Handschuhleder.“ — Hier schlug die tüchtige Hausfrau und sah nicht wenig stolz in die Runde.

„Nein, was die Martha nicht alles weiß“, lachte gutmütig die hässliche Schiffschneiderin. „Ich meines Theils kenne nur zwei Verwendungen für alte Handschuhe — man verfertigt reißfeste Schreibfedern daraus, oder, weil sie an Leder keine Fasern mitreißern können, und man sieht sie, wenn die harte Notwendigkeit uns zwingt, die in überwundenen Dingen des täglichen Lebens, als da sind Staubtücher, Petroleumlampen, oder gar, Entsetzen! — fettige Schüsseln und dergleichen zu berühren, auf die Hände.“ Und sie wiegte sich, um diese materiellen Angelegenheiten möglichst rasch zu vergessen, lustig in ihrem Schaukelstuhl.

„Vorbeigeschossen“, lachte die niedliche Germaine de Frit, „was seid ihr beide für profane Gemüther. Ein — ich sage nicht alter, sondern ein getragener Handschuh ist ein ganzes Gedicht. Habt ihr vergessen, daß in alten Zeiten die Ritter den Handschuh ihrer Dame auf dem Herzen trugen? Eh bien, wenn wir heut' am Gefühl des Ballsaals einen Cavalier gefunden, dem wir das Recht unsere Farben zu tragen zugestehen, so schenken wir ihm ein kleines Vortreffliches, ein Notizbüchlein, das mit einem der langen Ballhandschuhe, den wir tragen, als unsere Hände... unsere Herzen sich finden, bekleidet ist. Oder — noch raffinierter — machen wir aus einem solchen theuren Handschuh einen jener kleinen, feinen Handtaschen, die so galant den Wächser eines Costume Tailleur pour Dames bilden. Wir können dann aufrichtig sagen, daß die Erinnerung an unseren Frit uns ganz umgibt.“

„Nein, diese Germaine“, bochte die Hausfrau, „weshalb ein Toppf, weshalb eine Collette, weshalb ein...“

„Gute, gute Martha“, unterbrach die Germaine, „predige mir nicht. Ich thue all das ja nur aus gutem Herzen um der armen alten Handschuhe willen. Du verurtheilst sie schon zu ganz, ganz hausbackenen Zwangsarbeiten.“

„Und unsere kleine Schwägerin?“ fragte die Romanfrau im Schaukelstuhl.

„Ach?“ lachte die junge Mutter, „habe nur einmal in meinem Leben alle Handschuhe benutzt. Da sind sie — und sie zeigte die kleinen Füßchen ihres Kindes.“

Baby trägt meine Hochzeitshandschuhe zu Ende, ich hab' ihm seine ersten Schühchen damit bezogen!“

— Der Zweck usw. Längerin: „Nieder Baron, Sie taufen mir doch die goldene Uhr, damit ich die Zeit genau weiß, wenn ich zu dem verpöblichen Knecht kommen soll.“

— Moderne Titelfucht. „Was ist denn Ihre Tochter jetzt, Frau Wimmerl?“

„Mittlerweile bin ich...“

Gold in Baja-California.

Von R. Schimacher.

Aus dem zur Republik Mexiko gehörenden Baja-California (Nieder-Californien) kommt die Kunde von reichen Goldfunden, die in dem schwer zugänglichen und noch unerforschten Innern jenes Territoriums gemacht sind. Anfänglich wurden diese Nachrichten mit Zweifel aufgenommen, aber die Rückkehr der ersten Prospectorum mit bedeutenden Schätzen bestätigte dieselben und heute ziehen Glücksjäger in hellen Haufen nach dem neuen Dorado. Daß die Natur vor demselben schwer zu überwindende Hindernisse aufgestellt hat, schreckt die Goldsucher nicht ab, denn diesen schwebt nur der Erfolg ihrer Vorgänger vor Augen und für sie gilt die Maxime: „Was jene gefunden haben, können wir auch!“ Zum größten Theil ist die Halbinsel Baja-California jungfräuliches Land. Das Innere ist so gut wie unerforscht und selbst die Küstendistrikte sind nur wenig bekannt. Im Innern erheben sich schwer passierbare Gebirgszüge und die Küsten sind trostlose Wüsteneien. An der Pacificküste mündet kein Wasserlauf von Bedeutung. Aber auch schon nach dem arttischen Dorado in dem eifigen Klondike = District ist die Kunde von den reichen Goldfunden in Baja-California eingedrungen und hat eine Klondike = Expedition nach dortigen Schatzgräbern nach dem sonnigen Süden zu Wege gebracht. Unzweifelhaft winkt dem Goldsucher

Max Schneckenburger.

Von R. Schimacher.

Ein eigenartiges Geschick hat über Max Schneckenburger, den Dichter der „Wacht am Rhein“, gewaltet. Als sein Sang im Sommer 1870 das ganze deutsche Volk zu heftiger Begeisterung entflammte, ruhte er schon über einundzwanzig Jahre unter dem Rasen, die Welt, in der das Lied erkante, ist nie an sein Ohr gedrungen; nie ward ihm auch nur die leiseste Ahnung von der fortwährenden Genialität, die bereinigt sein Lied ausübte; nie auch die Ahnung der von ihm so hehrerhachten Neugeburt des deutschen Vaterlandes. Man könnte dies ein tragisches Geschick nennen, und doch wäre das zu viel gesagt; denn wenn dem Dichter auch die irdische Laufbahn nur kurz gesteckt war — er starb, nachdem er kaum das Mannesalter erreicht hatte —, so ließ sein Leben doch friedlich dahin, er war ein glücklicher Gatte und Vater, und im Kreise der Freunde sah er auch seine poetische Begabung anerkannt. Freilich, verlagst blieb ihm die große Freude zu sehen, wie die Deutschen auf seinen Kampf sich einten und mit ihm unergiebliche Siege errangen.

Wasserschleuse.

Von R. Schimacher.

Prof. Fischer hält heute seine letzte Vorlesung vor den Herren. Wie er aber den Hörsaal betritt, findet er diesen vollkommen leer. Er wartet eine Viertelstunde — Niemand kommt. Eben will er, sehr missigekümmert über die Faulheit der Studenten, nach Hause gehen, als ein junger Mann bescheiden eintritt und auf der letzten Bank Platz nimmt. Fischer ist ganz gerührt. „Er soll nicht umsonst gekommen sein — der Bräve!“ denkt er sich und beginnt seine Vorlesung, die er dem pflichtfertigen Hörer zu Liebe heute mit besonderem Gescheffesigen, ja sogar mit einigen Scherzen ausstattet.

„Nun, mein lieber, junger Freund“, spricht er nach Schluss des Vortrags und winkt den Zuhörer wohlwollend näher, „wer sind Sie denn eigentlich, der Sie mit solchem Eifer meinen Vorlesungen folgen, daß Sie sich noch ganz allein als Lehrender ausgeben?“

„Ach“, entgegnet der Andere, „ich wollte nur warten, bis Sie fertig wären, um dann die Bänke rauszuräumen!... Ich bin

Schneckenburger's Grabstätte.

Von R. Schimacher.

11. Juni 1854 zu Gebürt, aber das Lieb blieb zunächst auf die Kreuze der Liebertafel beschränkt, und auch bei dem ersten Bundesfest des Deutschen Sängerbundes zu Dresden, 1865, fand es keine sonderliche Beachtung. Im Stillen muß es sich jedoch weiterverbreitet haben, denn sonst hätte es nicht, als 1870 wieder die höhnischen Drohungen von Paris ergingen, plötzlich aller Edele und Enden erklingen können. Die in's Feld rückenden Krieger stimmten es an, auf den Gassen und in den Volksgärten der Heimath erschalle es, und als auf feindlichen Boden die ersten siegreichen Schladten geschlagen wurden, da war die „Wacht am Rhein“ bereits das Schutz- und Trutzhied, der Nationalgesang der Deutschen.

Doch Niemand wachte recht Bescheid um den Dichter, und daß ihm die gebührende Ehre wurde, war wesentlich ein Verdienst des „Schwäbischen Merkur“ in Stuttgart und des Reichshistorikers Professor Hundeshagen in Bonn. Die genannte Zeitung konnte auch ungefähr den Tag festsetzen, an dem die „Wacht am Rhein“ niedergeschrieben worden, denn sie brachte einen Brief Schneckenburger's an seine Braut zum Abdruck, dem eine Abschrift des Gedichtes beigelegt war; jener Brief war vom 24. Jahre alt, mit Luise Weilerreuter, einer Tochter des Pfarrers in seinem Heimatort Halheim.

Max Schneckenburger besaß eine weit über das Durchschnittsmäß hinausgehende Bildung. Schon auf der Schule hatte er eifrig Sprachstudien getrieben, die er als Kaufmann fortsetzte, dazu das Studium der Literatur und Geschichte; Reisen nach England und Frankreich erweiterten seinen Gesichtskreis. In Burgdorf wurde er neben Adolf Spieß, dem berühmten Turnlehrer und Turnschriftsteller, der Mittelpunkt der deutschen Colonie, die sich hier angehebelt hatte, und in diesem Kreise, der seine poetische Begabung kannte und ehrte, trachtete er die „Wacht am Rhein“ zum ersten Mal zum Vortrage. Es war im Herbst 1840, „da Thiers die Welschen aufgerührt

Ver schwunden!

Von R. Schimacher.

Der weltbekannte Zaubermeister Herrmann, welcher betanntlich vor einigen Jahren aus dem Leben geschieden ist, hat unter seinen früheren Gehilfen mehrere Prestidigitateure, welche ihrem Meister alle Ehre machen, hinterlassen, und unter diesen nimmt Herr W. E. Robinson nicht den letzten Platz ein. Zu den sehenswertheften Productionen dieses Künstlers gehört das Verschwinden einer Dame, nicht etwa aus einem verstellten Cabinet, sondern von der offenen Bühne. Ein Jeder, der dieses Kunststück gesehen, erblickt die Dame vor sich auf den die Welt bedeutenden Brettern und auf ein gegebenes Signal ist sie verschwunden, ohne daß der Vorhang vorher gefallen wäre. Für den Wissenden ist die Erklärung dieses Wunders überaus einfach, denn dasselbe beruht auf weiter nichts als einer optischen Täuschung. Auf der Bühne ist ein einfaches Holzgestell, das mit Queerleisten abgestreift ist, und an dessen Seiten sich elektrische Glühlampen befinden, placirt. An dem unteren Theile dieses Gestelles befindet sich eine Winde, von welcher Seile über Rollen nach einem oben angebrachten Querschloß laufen. Der Raum zwischen der Winde und dem Querschloß ist mit einer transparenten Glasplatte bedeckt, durch welche der Zuschauer nicht sehen können, ohne sie selbst wahrzunehmen. Nun wird eine Dame, die wegen irgend eines schrecklichen Verdrusses aus dem elektrischen Stuhl in die Geißelstube speidert werden soll, auf die Bühne gebracht. Sie muß auf den Stuhl, dessen Sitz sie mit ihren Händen ergreift, Platz nehmen und wird festgebunden; ihre Hände selbst werden noch mit einer Kette gefesselt. Darauf besetzt der Zaubermeister den Stuhl an die über die Rollen sowie die Winde besetzten Seite, und Drähte werden mit der „Verdreherin“ verbunden, um den Tod bringenden elektrischen Strom in ihren Körper zu leiten. Nachdem dies geschehen, windet der Prestidigitateur den Querschloß mit der Dame in die Höhe, um, sobald derselbe das Querschloß erreicht hat, einen Vitrolenschuß abzugeben. Mit dem Krachen des Schusses vollzieht sich das Wunder: die Dame verschwindet und der Stuhl fällt plöternd auf die Bühne. Wie vollsteht sich nun das Wunder? Die Dame ist gar nicht verschwunden, die Zuschauer können sie nur nicht sehen, trotzdem sie vor Aller Augen in den Seilen hängt, lieber dem Profenium und zwar auf

Nichts geholfen.

Von R. Schimacher.

Inspector (zu seinem Freund, der von seiner bösen Frau geschieden wurde): „Ja Mensch, Du gehst mit Deiner Frau nach Arm in Arm und bist doch erst gestern von ihr geschieden worden?“

Freund: „Ach, denke Dir mein Kreuz! Geschieden bin ich wohl — aber sie geht nicht!“



Inspector (zu seinem Freund, der von seiner bösen Frau geschieden wurde): „Ja Mensch, Du gehst mit Deiner Frau nach Arm in Arm und bist doch erst gestern von ihr geschieden worden?“

Freund: „Ach, denke Dir mein Kreuz! Geschieden bin ich wohl — aber sie geht nicht!“



Junge Hausfrau: „Heute habe ich den ganzen Vormittag selbst gekocht, nur ganz zuletzt hat die Köchin geholfen.“

Gatte: „Und konnte sie noch etwas retten?“



Tourist (der zusieht, wie sich ein daberlaufendes Tandempärchen küßt): „Donnerwetter, da muß ich's Radfahren doch auch noch lernen!“

Werbhischung.



„Herr Commerzienrath, unser Casse ist mit der gnädigen Frau durchgebrannt!“

„Wie viel hat er denn mitgenommen?“

„25,000 Mark!“

„25,000 Mark?!... Das ist nicht zu viel!“

Ahnungsbock.



Gatte (während ein Unwetter losbricht): „Dieser Platzregen — und meine Frau ist draußen!“

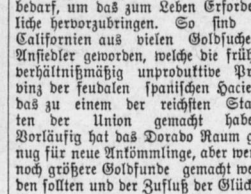
Freund: „Na, die wird schon irgendwas Schönes lachen!“

Gatte: „Das ist's eben... in irgend einem Modemaatengeschäft!“

Wie die Alten sungen etc.

Der kleine Moses: „So, jetzt spielen mer Kaufmann. Ich hab' den Laden, Du bist der Rabin, der Levi ist der Commis und 's Josephke is — der Concurventhalter!“

— Malitiös. Frau (mit ihrem Gatten in Waldesgrün lagend): „Hier ist ein schönes Plätzchen, hier möchte ich meine Tage in Ruhe beschließen.“ Mann: „Du kannst ja gar nicht ruhig sein.“

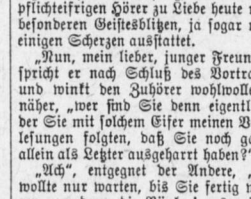


Wasserschleuse.



Wasserschleuse.

Haft und sind nur mit den primitivsten Geräten ausgerüstet; aber vorausichtlich werden ihnen bald die in Diensten capitalträchtiger Actien = Gesellschaften stehenden Prospectorum folgen, die das Terrain genau studiren lassen, um dort eventuell die Minen unter Anwendung aller Hilfsmittel der modernen Technik zu bearbeiten.



nämlich der Hausnecht!“



— Unzünftig. „Ach, meine Gnädige, mein Schatz ist mein Wissen!“ „Und darf man fragen, wo Sie diesen Schatz vergraben haben?“

— Gut gesagt. Hausherr: „Sehen Sie nur, meine Tochter tanzt wie eine Feder.“ Gattin: „Ja, und der Herr Lehmann ist ihr Federhalter.“

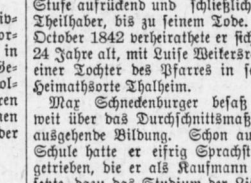
— Eifersüchtig. Bräutigam: „Meine theuerste Emma!“ Braut: „So, theuerste!“ — Du hast wohl auch herdem auch noch eine theuerste?“

— Zutunfts bild. „Ja, meine Herren, etwas Männeremanzipation lasse ich mir schon gefallen, dafür leben wir ja auch am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts; aber der Mann von der Amtsgewalt Meyer treibt's denn doch zu weit. Denken Sie sich, gestern ist er in Räden auf einem Damentabe durch die Stadt geradelt.“



Max Schneckenburger.

Max Schneckenburger wurde am 17. Februar 1810 zu Halheim bei Tullnburg in Württemberg als Sohn von Tobias Schneckenburger geboren, der sich von Kaufmann zum Arbeiter und Bauernmann emporgearbeitet hatte. Obwohl ihn seine Neigung zum Studium hinzog, fügte er sich doch dem Wunsch des Vaters und wurde Kaufmann. Sein um fünfzehn Jahre älterer Bruder Mathias war 1834 als Professor der Zoologie an die neugegründete Universität Bern berufen worden, und dorthin folgte ihm als bald Max, der in einem angesehenen Geschäftes Stellung fand. Im Sommer 1836 trat er in eine Eisenlegerei zu Burgdorf, unweit Bern, ein und verblieb in derselben, von Stufe zu Stufe aufsteigend und schließlich als Zellhaber, bis zu seinem Tode. Im Oktober 1842 verheiratete er sich, erst 24 Jahre alt, mit Luise Weilerreuter, einer Tochter des Pfarrers in seinem Heimatort Halheim.



Schneckenburger's Geburtshaus.



Schneckenburger's Geburtshaus.

hatte“, die Zeit, da der Bürgerkönig Louis Philipp wählte, die Parteien, die seine Regierung in der Orientpolitik erlitten hatte, mit der Eroberung des linken Rheinufers auszuheben zu können. Ein einmüthiger Schrei der Entrüstung antwortete in Deutschland der übermüthigen Herausforderung, und der allgemeinen Empfindung gab Niklas Beder, der junge Gerichtsschreiber von Gieselerbach, in seinem Liebes „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein“ zündend den Ausbruch. Gewaltig war die Wirkung dieses Liebes und ungeheuer die Zahl der Nachahmungen. Eine Nachahmung von ihm Max Schneckenburger's Gedicht nicht nennen, denn es bewegt sich in anderem Vermaß und in anderem Gebatengange, aber daß der junge Borch gleich vielen anderen Dichtern durch Beder's erfolgreiches Rheinkleid die Anregung empfangen hat, ist sehr wahrscheinlich. Gleich nach dem ersten Vortrage soll Adolf Spieß eine Weise für den Text gefunden haben, und eine Composition desselben, vom Bremer Organisten Menzel, wurde schon 1840 gedruckt, wobei dem Gedicht nur die Initialen M. S. beigelegt waren. Theils mit dieser Schiffe, theils ohne jeden Hinweis auf den Dichter findet sich die „Wacht am Rhein“ in den verschiedensten deutschen Zeitschriften bis in's Frühjahr 1841 hinein, aber das Beder'sche Rheinkleid überlebte alle übrigen, und so fiel Schneckenburger's Sang der Vergessenheit anheim, bis er durch Karl Wilhelm, den Dirigenten der Rrefelder Liebertafel, zu neuem Leben erweckt wurde.

— Ein Talent. „Sie kennen also die neue Amsträtigin?“ „D, das ist eine sehr intelligente Person; die beherrscht drei Sprachen und ihren Mann!“

— Klassisch gebildet. Mädel: „Nun, Hans, wirst Du mir auch treu bleiben?“ Soldat: „Der Ritter Loggenburg war der reine Don Juan gegen mich.“

— Die Säulen der Wäiter. Freund: „Mann verdammt Du denn Deine alten Schulzeugnisse?“ Hausherr: „Damit sie mein Vetter nicht in die Hände bekommt, der Wengel hat jetzt lesen gelernt.“

— Reminiscenz. Freund: „Du bist ja ganz gerührt?“ Wiltner: „Ach, ich habe soeben von einem Unbekannten irrtümlichweise eine Ohrzeuge bekommen und die mich so an meine selige Mite erinert.“